Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

28 (17.1.1900) Badisches Museum, Nr. 5

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 5. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **17. Jan. 1900.**

Zum dreihundertjährigen Geburtstag von Don Petro Calderon

(geboren am 17. Januar 1600).

Einer der bedeutendsten praktischen Dramaturgen der deutschen Schaubühne, Heinrich Laube, hat in seiner Geschichte des k. k. Hofburgtheaters in großen Zügen das Ideal eines Spielplans aufgestellt, das allen bedeutenderen Theatern vorschweben sollte, die es mit ihrer ethischen und ästhetischen Mission ernst meinen. Allzu viel Schaubühnen giebt es dann aber leider nicht, welche dieses Ziel zu verfolgen sich angelegen sein lassen, gleichwohl besitzen wir immerhin noch eine Anzahl von vornehmeren Kunstinstituten, welche neben den klassischen Dramen und der durch wirklichen dramatischen und poetischen Wert sich auszeichnenden zeitgenössischen Theatralik in stets wiederkehrendem Turnus auch aus der Litteratur aller übrigen Kulturvölker die wertvollsten Bühnenstücke ihrem Publikum vorführen. Unter letzteren hat, und zwar mit Fug und Recht, bis heute auch der große klassische Poet Spaniens seinen Ehrenplatz behauptet. Der Dichter des spanischen Faust (el magico podigioso) und des bis jetzt im deutschen Repertoire fest wurzelnden „Richters von Zalamea“ ist — als Dramatiker — seiner geistigen Wesenschaft nach den weiteren und breiteren Kreisen unseres heutigen Theaterpublikums eine gar fremdartige Persönlichkeit, und dennoch ist seine Wirkung auf die Masse immer noch sicher. Das will viel bedeuten und spricht ganze Bände für die dramatische Vollkraft des Dichters.

Der spanische Katholizismus hat von jeher Calderon für das glänzendste poetische Genie erklärt, welches die pyrenäische Halbinsel jemals hervorgebracht hat und die gelehrtesten Priester haben sich mit Vorliebe bis in die neuesten Zeiten mit der Uebersetzung seiner Autos sacramentales (Fronleichnamsstücke) befaßt. Durch diese ist er bei Lebzeiten zu einer der populärsten Dichter seiner Nation geworden, denn die Aufführung dieser Art von Schauspielen war dazumal in ganz Spanien Mode, und jedwede reichere Kommune verschaffte sich ein solches um schweres Geld. Der wahrhaft fromme Sinn dieser Dichtungen erwarb ihnen so sehr das placet der Geistlichkeit, daß Calderon der Nachfrage kaum Genüge leisten konnte. Von höherem poetischen Werte waren indeß ganz ohne alle Frage seine romantischen Tragödien und zum Teil auch seine mythologischen Festspiele und Konversationsstücke, während die sogenannten Divertissens (Entre meses) und Vorspiele (Loas) oft den Charakter von flüchtigen Extempores zur Schau trugen. An Fruchtbarkeit kamen wenig Poeten des ganzen Erdballs Calderon gleich; man hat 400 Stücke von ihm in der Staatsbibliothek zu Madrid. Freilich ließ ihm die Vorsehung eine recht lange Spanne Lebenszeit zu Teil werden (1600—1681), allein er nutzte diese auch seinerseits sehr energisch aus. Sein erster poetischer Versuch erfolgte, da er 13 Jahre zählte (das Schauspiel il carro del cielo) und zum letzten Mal setzte er die fruchtbare Feder auf das Papier wenige Tage vor seinem Tode, d. h. also im 81. Lebensjahre!

Für die deutsche Schaubühne ist Calderon, was hier besonders betont werden mag, durch keinen Geringeren als durch Goethe gewonnen; A. W. von Schlegel gebührt daneben das Verdienst, den spanischen Poeten auch bei dem gebildeten Lesepublikum Deutschlands eingeführt zu haben! Eine der neuesten und zugleich besten Bearbeitungen Calderon'scher Dramen rührt von A. Wilbrandt her.

Der romantisch-katholische Idealist, an den uns der 17. Januar dieses Jahres erinnert, ist derartig genau und scharf in der Weltlitteratur profiliert worden, daß es sich hier erübrigen dürfte, nochmals eine Silhouette von seinem geistigen Profil darzubieten. Wohl aber darf es Interesse erwecken: auf den Mythos des Lebens zurückzukommen, welchen die Schicksalsgöttinnen für diesen Poeten erdichtet hatten. Man muß die ganze geschichtliche Epoche als Prospekt aufrollen, vor dem eine solche Persönlichkeit ihre Metamorphosen vollzieht, um diese überhaupt in einen Einklang mit einander zu bringen. Zuerst tritt uns Calderon als ein Jünger der exakten Wissenschaft entgegen; er studiert mit Vorliebe Mathematik. Als 25jähriger Jüngling wird er Soldat, und zwar aus tiefer Neigung zu diesem Beruf; zu dem goldenen Lorbeer Apollos erwirbt er den blutigen des Mars; in Italien, in den Niederlanden und in Catalonien steht er im Felde und ficht, wie gesagt, mit Auszeichnung.

Darnach wird er Hofpoet; König Philipp IV. würdigt sein Talent nach Gebühr (auch materiell!) und betraut ihn mit der Abfassung aller möglichen Festspiele für Bühne wie für Kirche, welche mit großer Ausstattung in Scene gesetzt werden. Dann kommt die vierte Epoche, in welcher Calderon uns als — Geistlicher entgegentritt! Die Idee, in den geistlichen Stand einzutreten, war ihm ehrliche Herzenssache; er hat den Uebertritt in denselben niemals bereut und das auch äußerlich bewiesen dadurch, daß er sein ziemlich ansehnliches Vermögen (die Honorare für die Fronleichnamsstücke!) der Bruderschaft von San Pedro vermachte, in die er 1663 eintrat und die ihn 1681 zum Capellan-Mayor erwählte. Daß Calderon eine tiefreligiöse Natur war, hat ihm weder bei Lebzeiten noch später jemand bestritten oder bestreiten können, und so war denn auch die Folie der schönsten seiner poetischen Schöpfungen immer die Religion.

Der Litterarhistoriker Don Serafin Calderon, welcher der neueren spanischen Dichtung im ersten Drittel des Jahrhunderts angehörte, ist mit dem Verfasser des „Richters von Zalamea“ nicht verwandt.

Die Weihnachtslotterie in Spanien.

In keinem Land Europas, so schreibt man der „Neuen Züricher Zeitung“ aus Madrid, dürfte die Leidenschaft für das staatlich organisierte und geleitete Glücksspiel — die nationale Lotterie nennt es sich — eine so große sein, wie in Spanien. Hier spielt alles, vom reichsten Mann bis zum ärmsten Bettler, freilich mit dem Unterschiede, daß jener ganze Lose spielt und Anteile unter seine Bekannten giebt, während dieser an dem Zehntellose des Besitzers seiner bevorzugten Schnapsbude höchstens mit einem Real (25. Rp.) beteiligt ist. Der einfache Bürgersmann verkneift sich einige Cafés, ohne die der Spanier sonst nicht leben zu können glaubt, während seine brave Gattin bei ihrem knappen Haushaltsgelde eine Anleihe macht und sein bescheidenes Dienstmädchen ihre Schwänzelpfennige bei ihrem liebsten Dütendreher oder seinem schmierigen Lehrling unterbringt; ohne Los oder ohne einen Anteil daran und wenn er auch noch so bescheiden ist, bleibt kein Mensch; selbst die frommen und angeblich mammonsfeindlichen Ordensschwestern und Ordensbrüder reichen dem Spieltenfel, gegen den man von der Kanzel wütet, vertrauensvoll die Hand.

An Gelegenheit, sein Geld auf's Spiel zu setzen und sich zu einem leidenschaftlichen Spieler zu entwickeln, fehlt es allerdings nicht; denn im Laufe des Jahres finden im ganzen nur 36 Ziehungen statt, d. h. an jedem zehnten bis elften Tage dreht sich das staatliche Glücksrad, oder, besser gesagt, öffnet sich der Mund der großen Hohlkugel aus Draht, um die kleinen glückbringenden Kügelchen auf einen Glasteller fallen zu lassen.

Die Lose, deren Zahl je nach der Kategorie der Ziehung zwischen 15 und 55 000 schwankt, sind fast bei jeder Ziehung vollständig ausverkauft. Das beweist aber nicht allein die Spielsucht des Volkes, sondern vielleicht noch in höherem Grade sein Mißtrauen gegen die Regierung, der man zutraut, daß sie durch geschickte Manipulationen die Gewinne auf die nicht verkauften Nummern fallen läßt und auf diese Weise dem Staatsschatz neue Summen zuführt. Alle Vorstellungen, daß solche Betrügereien unmöglich sind, überzeugen den mißtrauischen gewöhnlichen Mann natürlich nicht und noch weniger die Frauen, welche der Regierung stets nur das Allerschlechteste zutrauen. Am letzten Tage vor der Ziehung reißt man sich förmlich um die Lose, zumal, wenn die

Kollekteure in ihren Schaufenstern eine Tafel: „Es giebt keine Lose mehr!“ aushängen. Tag und Nacht durchziehen die Wiederverkäufer zweiter Ordnung, meistens Blinde oder Krüppel, Waisenkinder oder halbverhungerte Frauen, die Straßen der Stadt und preisen ihre Nummern mit lauter Stimme an. Wir nennen diese Armen Wiederverkäufer zweiter Ordnung, weil sie meistens im Dienste anderer stehen, welche die Lose in Masse aufkaufen und mit einem Aufgeld, dessen Höhe sich nach der Kategorie der Ziehung richtet, weitergeben. Ihre armen Untergebenen erhalten von dem Gewinne meistens nur einen so geringen Teil, daß sie sich im sozialen Strudel kaum über Wasser zu halten vermögen. Oft sind es die Lotteriekollekteure selbst, welche den Weiterverkauf in den Cafés, Theatern u. s. w. und auf den Straßen besorgen lassen, obwohl dies von dem Gesetze streng verboten ist. Noch während der Ziehung werden Lose auf den Straßen öffentlich feilgeboten, obwohl dies gesetzlich ebenfalls nicht zulässig ist, da die verkauften und unverkauften Lose am Abend vor der Ziehung deponiert sein sollen. Wie die Kollekteure sich einrichten, ist freilich ein Geschäftsgeheimnis. Dagegen ist es kein Geheimnis, daß der Telegraph während der Ziehung unablässig thätig ist und alle möglichen, nichtssagenden Dinge an die Deckadressen der Kollekteure in den Provinzen depeschiert, die aber von den Unterrichteten dahin verstanden werden, daß sie etwaige prämierte Nummern rechtzeitig beiseite zu schaffen wissen.

Sobald die Lose der Weihnachtslotterie (23. Dezember) ausgeboten werden, was schon vier oder fünf Monate vor der Ziehung geschieht, verlieren die Spanier Sinn und Verstand. Alle träumen monatelang von den Millionen — die Hauptgewinne in der Weihnachtslotterie betragen nämlich drei, zwei und eine Million Pesetas — und sprechen über Tag fast von nichts anderem. Man bringt sich in gewaltige Aufregung hinein, die überall, im Café, in der Taberna, im Theater, im Bureau, am Familientisch, in der Presse reichlichste Nahrung findet und in dem Maße zunimmt, wie sich der Ziehungstag nähert. Schon etliche Wochen vor diesem bedeutungsvollen Tage sind bei den Kollekteuren keine Lose mehr zu haben, obwohl ein ganzes Los 500 Pesetas kostet und die Lotterie aus 55 000 Nummern besteht. Die Wiederverkäufer im Verein mit den Kollekteuren machen ein glänzendes Geschäft, indem sie die Lose mit einem Aufschlag von zehn bis zwanzig Prozent und oft noch mehr auf der Straße verkaufen. Bei der letzten Weihnachtslotterie nahm dieser Unfug einen solchen Umfang an, daß die Presse die Regierung aufforderte, dagegen einzuschreiten. Der Minister des Innern erließ eine darauf bezügliche Verfügung; diese hatte aber selbstverständlich nicht die allergeringste Wirkung; das schamlose Geschäft wurde ruhig und ungestört fortgesetzt und in letzter Stunde mußte man ein Zehntel (fünfzig Pesetas) mit einer Unze Gold (achtzig Pesetas) aufwiegen, wenn man sich nicht rechtzeitig mit einem Los versehen hatte oder wenn man noch das Bedürfnis fühlte, dem Staate noch mehr Geld zu schenken.

Die Weihnachtslotterie bedeutet für den Staat nämlich eine hübsche Einnahme. Von den 27 500 000 Pesetas, die er aus dem Verkauf der Lose einnimmt, zahlt er an die Gewinner 19 500 000 Pesetas, sodaß ihm 8 Millionen verbleiben, die noch durch den außerordentlichen Diskont, mit welchem die Gewinne belegt sind, in ganz erheblicher Weise vermehrt werden. Unter den Staatseinnahmen figuriert der Gewinn aus den Lotterien im laufenden Rechnungsjahre mit 23 Mill. Pesetas.

Die Weihnachtslotterie erfreut sich bei der Bevölkerung einer solchen Beliebtheit, daß die Regierung sich mehrfach veranlaßt sah, die Zahl der Lose zu vermehren. Im Laufe weniger Jahre ist diese Zahl von 40 000 auf 55 000 gestiegen, und würde man sie auf 60- oder gar auf 80 000 vermehren, so würden die Lose ebenso schnell vergriffen sein, wie heute und früher. Die Regierung ist auf einen anderen Einfall gekommen, um der Spielwut des Volkes zu genügen und sich selbst einen größeren Gewinn zu sichern; für die nächste Weihnachtslotterie will sie den Preis des Loses von 500 auf 1000 Pesetas erhöhen, das Los in Zwanzigstel teilen und die Gewinnbeträge verdoppeln, sodaß der höchste Gewinn 6 Millionen Pesetas betragen wird. Diese glänzende Aussicht wird die Spieler blenden und wie verrückt werden sie seiner Zeit die Lose erwerben, ohne zu bedenken, daß sie dem Staate mindestens sechzehn Millionen Pesetas schenken, und daß die Wahrscheinlichkeit, zu gewinnen, fast gleich Null ist. Ich weiß nicht, wer die Wahrscheinlichkeit, das große Los zu gewinnen, in folgender Weise charakterisierte: Ein Blinder soll aus einer Herde von zehntausend Schafen das einzige schwarze Schaf erlegen; man führt ihn in eine Waffenkammer mit zehntausend Gewehren, von denen jedoch nur ein einziges geladen ist; gelingt es ihm, auf den ersten Griff das gladene Gewehr zu finden und das schwarze Schaf zu treffen, so hat er das große Los gewonnen.

Am größten ist die Spielwut in den Großstädten; so war Madrid bei der jüngsten Lotterie mit reichlich acht Millionen Pesetas beteiligt, d. h. mit zwei Siebenteln der Gesamtsumme, obwohl seine Bevölkerung nur den 35. Teil von ganz Spanien ausmacht, oder in anderen Worten, die Spielwut in Madrid ist zehnmal so groß, als im übrigen Spanien; Barcelona brachte es auf fünf Millionen. Beide Städte haben zusammen etwas mehr als eine Million Einwohner, sind aber trotzdem mit drei Siebenteln an der Weihnachtslotterie beteiligt; ihre Spielwut ist also siebenmal so groß, als die der übrigen Spanier. Zur Entschuldigung der beiden Großstädte wollen wir allerdings bemerken, daß von hier aus viele Lose nach dem Auslande verkauft werden. Obwohl auf Barcelona Gewinne im Betrage von 5 427 000 Pesetas fielen, ist die dortige Bevölkerung mit dem Ergebnis der Lotterie keineswegs zufrieden und stimmt in ihrer Presse klägliche Jeremiaden an. In Madrid blieben von den großen Gewinnen nur 300 000 Pesetas; denn das große Los, die drei Millionen Pesetas, das allerdings in Madrid verkauft worden war, war über den Ozean, nach Montevideo, gewandert, worüber natürlich ganz Madrid und seine Presse bittere Thränen vergießt. In Bilbao und Gijon, die von der Glücksgöttin äußerst stiefmütterlich behandelt wurden, wäre es darüber fast um ein Haar zum Aufruhr gekommen.

Der Ziehung der Weihnachtslotterie legt man eine solche Bedeutung bei, als ob es sich um die allerwichtigste Staatsaktion handelte. Alle größeren Zeitungen haben für diesen großen Tag besondere Bureaus in der Nähe der Centraltelegraphenstation eingerichtet und unterhalten mit dem Münzhause, wo die Ziehung stattfindet, ständige Verbindung; das Telegraphistenpersonal wird in ganz erheblicher Weise vermehrt. Daß derartige Vorkehrungen notwendig sind, wird man begreifen, wenn man bedenkt, daß am 23. Dezember im ganzen 30 000 Depeschen befördert wurden, welche Bezug auf die Lotterie hatten und dem Staate ein hübsches Stück Geld einbrachten. Alle übrigen aufgegebenen Depeschen mußten bis nach Erledigung der genannten Telegramme warten. Aber ein solches Opfer bringt der Spanier gern und willig, da ihm die Weihnachtslotterie die höchste aller irdischen Wonnen und Freuden dünkt und darum die allergrößte Rücksicht auf seine Mitmenschen nimmt.

Auf den Straßen und in den Cafés und Tavernen herrscht den ganzen Tag lang ein überaus reges Treiben, als ob es sich um eine Revolution handelte. Extrablätter werden von frühester Stunde bis zum späten Nachmittag nach Hunderttausenden verkauft, während man sich um die ersten Abendzeitungen, welche die vollständige Ziehungsliste bringen, förmlich schlägt. Mit den Extrablättern wird ein wahres Schwindelgeschäft getrieben. Viele Industrielle zweifelhafter Natur haben die Ziehungslisten schon am Abend vor der Ziehung unter Auslassung der allergrößten Gewinne druckfertig gesetzt und warten nur auf einige davon, um ihre Listen nach Tausenden wie frische Semmeln an den Mann zu bringen; kein Mensch kümmert sich nämlich darum, ob jemand als verantwortlicher Drucker die Liste unterzeichnet, selbst die Polizei nicht; denn auch diese ist von der allgemeinen Aufregung der übrigen Erdenbürger angesteckt und läßt am Tage der Ziehung fünfe grad sein.

Wochenlang beschäftigen sich sämtliche Zeitungen der Hauptstadt und der Provinzen in eingehendster Weise mit der Weihnachtslotterie; in den ersten Tagen nach der Ziehung widmen sie dieser Sache gar ganze Seiten und stellen alles sonstige Material zurück und mag es auch noch so interessant sein; denn sie wissen, daß ihre Leser nur Interesse für die Lotterie haben. Wir erfahren da die Biographie der Losverkäufer in deren Geschäften die großen Lose verkauft wurden; das Leben der glücklichen Gewinner, die Einrichtung ihrer Wohnungen, ihre Zukunftsträume werden uns in eingehendster Weise geschildert, ebenso Festlichkeiten, welche die Glücklichen zur Feier des Tages veranstalten u. s. w. Die illustrierten Zeitschriften zweiter und dritter Kategorie bringen eine Reihe von Momentaufnahmen und machen glänzende Geschäfte. Natürlich fehlt es auch nicht an moralischen Betrachtungen, welche selbstredend sehr pessimistisch ausfallen, wenn ihre Autoren vom Glück betrogen und getäuscht werden.

Das Organ der Carlisten meint: „Alle unsere Hoffnungen auf Wiedergeburt des Vaterlandes vereiteln sich; keine einzige nationale Forderung wird erfüllt; nur eins sehen wir: Spanien verwandelt sich in ein neues Monte Carlo, wo wir Bürger unser Hemd verspielen können und worüber wir uns freuen müssen, da wir in diesen Wintertagen nicht nötig haben, es zu versetzen oder zu verkaufen, um uns Billette für das Stiergefecht zu kaufen.“ Der gemäßigte republikanische „Liberal“ läßt sich folgendermaßen vernehmen: „Die freiwillige Steuer, welche wir Spanier uns auferlegen, muß weiter entwickelt werden, und zwar unter andern Gründen, weil sie uns einen guten Ton giebt. Entschieden hält man Spanien im Auslande keineswegs für ein reiches Land. Aber hier kennen wir das Geheimnis. Wir lassen unser Geld um 25 Prozent entwerten; wir lassen das Gold verschwinden, um den Glauben zu erwecken, daß wir es nicht mehr besitzen; wir bezahlen die Artikel der ersten Notdurft und des Luxus viel teurer, als in irgend einem anderen Lande. Man hält uns für arme Teufel, ruinierte Leute, die mit Schulden überlastet sind, weil wir nicht einmal die Ammen der Findelkinder und die Schulmeister bezahlen .... und plötzlich, wenn die Weihnachtslotterie angekündigt wird, erscheinen Millionen an allen Ecken und Enden. Gewiß ein Grund, um das unglückselige Spiel zu erhalten; können wir doch dadurch unsern Kredit erhalten.“ Selbst die offiziöse „Epoca“ meint in allem Ernste, daß die Weihnachtslotterie eine hübsche Operation

für den Staatskredit ist, da sie dem Staate ohne jegliche Mühe und jegliches Risiko acht Millionen Pesetas einbringt: damit diese Summe noch größer erscheint, nennt sie dieselbe 32 Millionen Reals, die, in Rappen verwandelt, eine noch ansehnlichere Summe ergeben würden.

Verschiedenes.

* **13. deutsches Bundesschießen in Dresden.** Vom Festausschuß wird uns mitgeteilt: In allen deutschen Schützengesellschaften regt man sich im Hinblick auf die große Veranstaltung, das 13. deutsche Bundesschießen in Dresden, ganz gewaltig. Der Festausschuß hat alle deutschen Schützen aufgefordert, der großen festlichen Veranstaltung beizuwohnen. Der an Tausende von deutschen Schützengesellschaften gerichtete Aufruf, dem auch die von der Schießordnungskommission am 16. und 17. November festgestellte Schießordnung angefügt war, wird nicht verfehlen, allseitig einen zündenden Eindruck zu machen und in allen Schützenkreisen für das Fest Begeisterung zu erwecken.

C. K. **Von einer Begegnung mit einer Zeitgenossin Beethovens**, die interessante persönliche Züge von diesem zu berichten wußte, erzählt Felix Weingartner in der „Allgemeinen Musik-Zeitung". Er traf die jetzt 91jährige, noch rüstige Frau Grebner, eine Wienerin, im vorigen Jahre, als er in Brüssel dirigierte. Sie hatte als junges Mädchen bei der ersten Aufführung der Neunten Symphonie im Sopran mitgesungen und schilderte anschaulich den tragischen Eindruck, den der schwerhörige Komponist auf die Mitwirkenden machte. Beethoven stand einige Schritte von ihr entfernt, mitten unter den Ausführenden, um wenigstens, so gut es sein Leiden erlaubte, hören zu können. Meist las er sinnend in seiner Partitur, aber man merkte, daß er nicht imstande war, der Musik zu folgen. Trotzdem es den Anschein hatte, als lese er mit, blätterte er weiter, wenn die einzelnen Sätze schon zu Ende gespielt waren. Ein Herr trat zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter und wies ihn auf das Publikum. Er sah die Bewegungen der applaudierenden Hände, das Winken der Tücher und verneigte sich und jedesmal entfesselte er dann einen stürmischen Jubel. Der Eindruck des Werkes war bei seiner ersten Aufführung ein gewaltiger, mitunter brach der Beifall während des Spielens los. Wie ein Blitz wirkte besonders der unvermutete Eintritt der Pauke im Scherzo; diese Verwendung wurde im Augenblick als eine geniale Eingebung erfaßt und entfesselte eine spontane Aeußerung des Enthusiasmus. . . . . Weiter erzählt Frau Grebner, sie sei Beethoven einmal begegnet, als sie mit einer Schar von Freundinnen über den Graben ging. Plötzlich rief die eine: „Da kommt der Beethóven" (so sprechen die Wiener noch heute den Namen aus), und sie blieben alle stehen und starrten den Meister ehrfurchtsvoll an. Dieser bemerkte die Schar jugendlicher Bewunderinnen, blieb ebenfalls stehen, betrachtete sie mit der Lorgnette und setzte hierauf seinen Weg fort. „Ja, den Beethóven hat man nicht gar viel auf der Straßen g'seh'n," setzte sie in ihrem Wiener Dialekt hinzu, „aber den Schubert, den hab'n mer oft begegnet, auf den Promenaden, in den Gärten, im Theater, da war er überall z'finden. Der hat alleweil gar so lieb drein g'schaut." . . . Nach der C-moll-Symphonie war die alte Dame in heller Begeisterung und rief wiederholt: „Der Beethóven ist halt mein alles." Sie wunderte sich darüber, daß Weingartner auswendig dirigiere, und als dieser ihr erwiderte, daß dies wohl jeder gute Dirigent heute könnte, da die Symphonien Beethovens das Evangelium des Musikers seien, lachte sie auf und meinte: „Ja, wer das seiner Zeit denkt hätt', wo so viele über'n Beethóven g'sagt hab'n, er sei verruckt. Er is aber auch gar so eigen g'wesen. Im Wirtshaus soll er a mal auf'n Tisch Noten g'schrieben hab'n. Und wie der Wirt kommen is und g'sagt hat, sein Tisch sei zum Essen da, aber nit für die Schmierage, da is er grob g'worden. So ähnliche Stückeln hat er halt öfter g'macht, und da hab'n die Leut' g'meint, er sei närrisch. Aber bei sein'm Leichenbegängnis," schloß sie feierlich, „hab'n doch die ersten Musiker 's Bahrtuch g'tragen!"

✠ **Abgekühlte Selbstmörder.** Ein eigentümlicher Vorfall hat sich in Zeitz, Provinz Sachsen, ereignet. Dort fand man in der Nähe der Auenbrücke in der Elster ein mit Stricken zusammengebundenes Liebespaar, welches fast bis zum Halse im Wasser stand. Die beiden Liebesleute hatten die Absicht gehabt, gemeinsam in den Tod zu gehen, und hatten sich zu diesem Zweck fest aneinander gebunden, bevor sie den Sprung von der Brücke unternahmen, der ihnen ins Jenseits verhelfen sollte. Bei dem Absturz von der Brücke waren sie an eine seichte Stelle geraten und standen nun, den festen Boden unter sich, im Wasser, ohne sich infolge der engen Umschnürung von der Stelle bewegen zu können. Ein Schutzmann, der in der Nähe den Nachtdienst versah, bemerkte das vor Kälte mit den Zähnen klappernde Paar und brachte beide wieder aufs Trockene. Der Mann ist verheiratet und wohnt in Zeitz. Das Mädchen, welches mit ihm in den Tod gehen wollte, ist auf einem benachbarten Dorfe bedienstet. Der Mann hatte das Mädchen direkt zu dem Zwecke nach der Stadt kommen lassen, um mit ihm gemeinsam zu sterben.

* **Ein ideales Hotel.** In der Eintrittshalle eines vornehmen Hotels in der Schweiz, das vor Kurzem einen neuen Eigentümer erhalten hat, findet man eine große weiße Tafel mit folgender Bekanntmachung, deren feine Ironie ihre Wirkung auf den für Humor empfänglichen Reisenden sicher nicht verfehlen wird. — „Das Muster-Hotel bietet alle Bequemlichkeiten des eigenen Heims, ohne dessen Verantwortlichkeiten dem Gast aufzubürden. Jeder Besucher wird bei seiner Ankunft gefragt, ob ihm die Lage des Gebäudes zusagt. Ist dies nicht der Fall, so kann das Hotel sofort translociert werden. Ein Eckzimmer nach vorn heraus in der ersten Etage ist für jeden Gast zu haben. Heiße und kalte Bäder, Gas- und elektrische Beleuchtung, Fernsprecher, Tele-, Phono-, Kinemato- und andere „graphen", sämtliche Tageszeitungen der Welt, ein Feuermelder, eine Billardtafel, eine Nähmaschine, ein Konzertflügel, ein Harmonium und dergl. moderne Annehmlichkeiten sind in jedem Zimmer zu finden. Kellner aller Nationalitäten und Rassen stehen zur Verfügung. Jeder Gast erhält den besten Platz an der table d'hôte und wird von dem flinksten Ganymed bedient. Wer sein Frühstück nicht heiß genug bekommt oder fünf Sekunden warten muß, ehe einer seiner Befehle ausgeführt wird, wird gebeten, sich im Bureau zu beschweren. Kinder werden mit Entzücken aufgenommen. Die lieben Kleinen dürfen sich nach Herzenslust auf den Plüschteppichen mit Kreiseldrehen und Reifenspringen amüsieren. Man sieht es mit besonderer Freude, wenn sie die speziell für den Zweck angeschafften Rosenholzmöbel mit Schnitzereien versehen. Es wird ihnen mit Vergnügen erlaubt, zu jeder Tages- und Nachtzeit auf dem Klavier zu pauken, an den Geländern hinabzurutschen, in der Halle und den Korridoren Räuber und Prinzessin zu spielen, die Treppen herunterzufallen und aus vollem Halse zu kreischen, sich die Taschen mit Dessert zu füllen, kurz und gut, sich so beliebt zu machen, wie die zärtliche Mutter es nur wünschen kann. Ein über alle Begriffe diskreter Kellner bringt den weiblichen Gästen auf Wunsch allabendlich heißen Grog in die Zimmer. Jede Dame wird für eine Schönheit ersten Ranges gelten. Den Herren ist es gestattet, sich täglich zu betrinken und in diesem Zustande zu fluchen und Krakehl zu machen, soviel es ihnen beliebt. Es wird gern gesehen, wenn sie den Kellnern häufig die Wasserkaraffe oder den Stiefelknecht an den Kopf werfen, wenn sie im Lesesalon mit lauter Stimme zweideutige Witze zum besten geben, wenn sie neuangekommene Damen beharrlich anstarren und sich ähnlichen harmlosen Belustigungen hingeben. Der Hotelbesitzer wird es als einen persönlichen Affront auffassen, wenn ein Gast es vor der Abreise versäumen sollte, die Rechnung zu beanstanden, ihm ins Gesicht zu schleudern, daß er ein Betrüger und Geldschneider sei, daß man nie wieder bei ihm einzukehren gedenke und daß man alle Bekannten warnen werde."

* **Der Herr im Parquet, der aufsteht.** Aus Genf vom 13. ds. wird uns geschrieben: Wenn man in einem deutschen Theater einen schönen Platz in der ersten Sperrsitzreihe hat, so pflegt man sich manchmal in den Zwischenakten die Zeit damit zu vertreiben, daß man aufsteht, sich herumdreht und das Publikum mustert. Ich habe diese Angewohnheit vornehmlich in Residenz- und Garnisonstädten bei den die ersten Reihen okkupierenden Offizieren bemerkt. Hier in Genf kennt man das nicht, jedoch ein deutscher Offizier, der sich augenblicklich hier aufhält, behielt seine deutsche Gewohnheit bei und zwar in ziemlich auffallender Weise: Mit dem Moment, wo der Vorhang sich senkte, erhob sich der Herr, um bis zum Beginn des nächsten Aktes unbeweglich ins Publikum zu starren. Die biederen Genfer betrachteten den Sonderling zuerst kopfschüttelnd, dann lächelnd, und schließlich fingen die Galerie und das Parterre an, ihr Mißfallen durch Zurufe, Zischen u. s. w. kundzuthun. Aber je mehr man sich um ihn kümmerte, desto beharrlicher starrte Herr v. X. ins Haus. Die Galerie erhitzte sich immer mehr und nun ist der typische Verlauf der Affäre ungefähr der folgende: Mit dem Moment, wo Herr v. X. das Theater betritt — und er kommt fast jeden Abend — erhebt sich im Parterre und auf den oberen Galerien ein dröhnendes Beifallsklatschen, lauter und begeisterter, als es in den meisten Fällen den Künstlern zuteil wird. Nachdem dann Herr von X. seinen Platz eingenommen, vielmehr nicht eingenommen, denn er bleibt ja stehen, beginnt ein höchst sonderbares, allerdings sehr einseitig geführtes Zwiegespräch zwischen der Galerie und ihrem Liebling. Der Volkshumor legt seinem Opfer die sonderbarsten Fragen vor:

„Tu as un beau faux col, l'as-tu payé plus chèr de deux sous?"

„Et quelle belle chemise! Combien la vends-tu?"

„Est-ce que tu es payé pour nous amuser dans les entractes?"

Herr v. X. läßt alles mit stoischer Ruhe über sich ergehen, nur zuweilen gleitet ein verächtliches Lächeln über seine Züge. Wagt er es, sich einige Minuten vor Beginn der Vorstellung zu setzen, dann erheben sich sofort erbitterte Protestrufe: „Debout, debout!" Herr v. X. steht wieder auf, um erst im Moment, wo der Vorhang sich erhebt, seinen Platz einzunehmen. Dieselbe Komödie wiederholt sich in jedem Zwischenakt, und zwar sind es jetzt bereits 14 Tage, daß die Theaterabende durch dieses komische Intermezzo bereichert werden. Alle Welt ist darauf gespannt.

welche von den beiden kriegführenden Parteien schließlich das Feld behaupten wird. („Frkf. Ztg.")

≈ **Der böse Alkohol.** Das Serum gegen den Alkohol, von dessen Entdeckung in letzter Zeit so viel die Rede war, regt auch Ernest Blum in seinem „Journal d'un Vaudevilliste" zu einer Plauderei an, und wie immer giebt er dabei eine lustige Anekdote zum besten. „Ich bin nicht gerade unmäßig," erzählt er, „aber ich gehöre auch nicht zu den wütenden Temperenzlern, und einmal habe ich mich sogar ordentlich bezecht. Ich war jung und nicht gewöhnt an gute Weine. Ein Freund, der einen fetten Prozeß gewonnen hatte, hatte uns eingeladen, dieses glückliche Ereignis durch ein extrafeines Diner zu feiern. Ich hatte von allem getrunken und gegessen und hielt mich nicht mehr auf den Beinen. Siebzehnmal schon hatte ich meinem Tischnachbar die Geschichte meines Lebens erzählt und dieser weinte wie ein Kind darüber und dann weinten wir beide und lagen einander in den Armen. Mein Tischnachbar war ein guter Junge, und ich hatte ihn im rechten Augenblick so tief gerührt, daß er sagte: „Höre, Du bist wirklich eine schöne Seele! Willst Du meine Schwester heiraten?" Und in der Begeisterung, in der sich meine Seele befand, antwortete ich: „Ich will es!" Mein Nachbar überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Ich habe nämlich keine! . ." „Dann werde ich warten, bis du eine hast!" Und dann erzählte ich ihm zum achtzehnten Male die Geschichte meines Lebens. Man sieht daraus, in welchem Zustand wir waren; aber das alles war noch garnichts! Damals wurde gerade ein Einakter von mir im Variété gespielt, und plötzlich schlug ich allen Gästen vor, — es waren etwa zehn, — ich wollte ihnen nicht nur freien Eintritt für den Saal verschaffen, sondern sie auch hinter die Kulissen führen. Natürlich stimmten sie begeistert zu, und wir zogen nach dem Variété. Wir kamen zum Theater, und so berauscht ich war, ich überlegte doch, wie ich mein Versprechen halten sollte. Ich hatte nun eine geniale oder auch trunkene Idee — das ist ja ungefähr dasselbe — und sagte: „Der Direktor ist nicht da, löst Billets an der Kasse, und morgen lasse ich euch das Geld zurückgeben. Inzwischen gehe ich hinter die Kulissen, um das Nötige zu veranlassen; in fünf Minuten hole ich euch." Sie lösten alle ihre Billets und erwarteten mich im Saal. Aber sobald ich hinter den Kulissen war, hatte ich in meiner Trunkenheit alles vergessen und war nur noch von dem Gedanken beseelt, meine Lebensgeschichte zum zwanzigsten Mal zu erzählen, und zwar dem versammelten Publikum. Man spielte gerade ein Vaudeville, dessen Schauplatz die Boulevards waren. Die Gelegenheit war günstig. Eine junge Schauspielerin war auf der Bühne und erwartete ihren Geliebten, mit dem sie ein Stelldichein verabredet hatte. Sie saß auf einer Bank und sagte nichts. Mir schien der Augenblick geeignet und ich trat auf. Großes Erstaunen aufseiten der jungen Schauspielerin, des Orchesterdirigenten, des Souffleurs und der Claque. Ich hielt mich aber mit solchen Kleinigkeiten nicht auf, sondern trat vor und sprach zum Publikum: „Meine Herren! Von armen, aber ehrlichen Eltern geboren . . ." Ich kann nicht fortfahren, ein donnernder Beifall empfängt mich, von meinen Freunden ausgeführt. Die junge Schauspielerin merkt, in welchem Zustande ich bin, verliert aber den Kopf nicht, sondern thut, als ob sie mir ein Geldstück in die Hand drückt und sagt: „Hier, und nun betteln Sie nicht mehr!" Dann stößt sie mich sanft an den Schultern hinaus, wo der Regisseur und die Maschinisten mich vor die Thür setzen. Das Publikum hat niemals erfahren, zu welchem Zwecke ich gekommen war, und meinte, dieser Boulevardbettler sollte dem Werke Lokalkolorit geben . . . Nachdem ich dann 15 oder 16 Stunden geschlafen hatte, entschuldigte ich mich am anderen Tage beim Direktor und allen Angestellten. Meine Freunde aber waren nach meinem Erscheinen auf der Bühne eingeschlafen und mußten nach Schluß der Vorstellung geweckt und aus dem Saal gebracht werden, sonst wären sie vielleicht noch darin . . .

* **Aus Bukarest** wird der „V. Z." folgendes unter dem 10. Januar geschrieben: Für gestern Abend 10 Uhr hatte der bisherige deutsche Gesandte in Rumänien, Graf Bray-Steinburg, einen letzten Abschiedsbesuch im neuen Heim der hiesigen „Vereinigung der Reichsdeutschen" zugesagt. Bereits lange vor der für die Ankunft des Grafen Bray-Steinburg festgesetzten Stunde hatten sich außer dem Vorstande viele Vereinsmitglieder im großen Saal des Vereinshauses eingefunden, um die letzten Vorbereitungen für den Empfang des Gesandten zu treffen. Um die im Zimmer herrschende Wärme etwas zu mildern, wurde kurz vor 9½ Uhr die Weisung gegeben, den Ventilator zu öffnen und die für denselben an der Saaldecke angebrachte Gasflamme anzuzünden. Kaum war das geschehen, als eine furchtbare Explosion erfolgte und die geborstene Decke in größeren und kleineren Stücken auf die im Saale befindlichen Personen herabstürzte, die zugleich von der Wucht der Explosion zu Boden geschleudert wurden. Selbstverständlich erloschen sofort alle Gasflammen, und als die durch den furchtbaren Knall und durch die Schreckensrufe der Verunglückten aus den unbeschädigten Teilen des Vereinshauses und aus dessen Nachbarschaft herbeigerufenen Personen mit Lichtern in das Zimmer traten, bot sich ihnen ein wahres Bild der Zerstörung dar. Alle Fenster waren zersplittert, die Thüren aus den Angeln gerissen, alle Einrichtungsgegenstände zertrümmert oder schwer beschädigt. An fünfzehn Vereinsmitglieder, darunter der Präsident und Vizepräsident der Vereinigung, lagen betäubt und mehr oder minder verletzt auf dem Boden. Als ein wahres Glück muß es bezeichnet werden, daß die Explosion schon mehr als eine halbe Stunde vor der geplanten Abschiedsfeier stattgefunden hatte, da sonst schon infolge der Anwesenheit vieler Damen die Panik und die Zahl der Opfer noch weit größer gewesen wäre. Als Ursache der Explosion wird die Ansammlung von Gasen in dem hohlen Raum zwischen der Zimmerdecke und der darüber gezogenen Zementschicht bezeichnet, die den Boden der über dem Zimmer befindlichen Aussichtsterrasse bildet. Aller Wahrscheinlichkeit nach war das die Ventilationsflamme speisende Gasrohr nicht geschlossen gewesen und war durch dieses der vorerwähnte Zwischenboden mit Gas gefüllt worden, das beim Anzünden der Ventilationsflamme explodierte. Daß es dabei ohne einen Verlust an Menschenleben abgegangen ist, wird geradezu als ein Wunder angesehen.

Ein archäologisch geschulter Bürgermeister. Im Stadtrat von Kandia auf Kreta beriet man dieser Tage über die Niederreißung des sogenannten Lazzaretto-Thors mit den dazu gehörigen Basteien; der Bau stammt noch aus der Zeit der venetianischen Herrschaft. Einer der Väter der Stadt erhob Einspruch gegen das Projekt; er erklärte, daß es nicht schön sei, Kandia eines so hervorragenden Monuments zu berauben, das durch seine architektonischen Vorzüge und durch die historischen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, die Bewunderung der Fremden erregen müsse. Der Bürgermeister aber, der für die Niederreißung war, erhob sich ungeduldig und sprach die großen Worte: „Nicht das Thor und nicht die Basteien sind alt, sondern nur die Steine, aus denen dieses Thor und diese Bollwerke erbaut sind. Mit diesen Steinen können wir, wenn wir wollen, ein anderes Bauwerk aufbauen, und so werden wir immer ein altes Monument aus der Venetianerzeit haben." Was der Stadtrat nach dieser Beweisführung beschlossen hat, wissen wir leider nicht. Der Bürgermeister von Kandia aber verdient zum Ehrenmitglied sämtlicher archäologischer Gesellschaften Europas ernannt zu werden. (Post.)

* **„Tit Bits" vom Kriegsschauplatz.** Vor dem letzten Gefechte heliographierte Rhodes aus Kimberley den Offizieren Methuens, er erwarte sie Mittwoch Abend zum Festessen, um bei dieser Gelegenheit den Entsatz Kimberleys zu feiern. Der heliographischen Antwort nach zu urteilen, scheinen die Offiziere über den leichtfertigen Ton sehr verstimmt gewesen zu sein, und dies ist nicht zu verwundern, da täglich heftig gefochten wird. — Kommandant Trichardt foppte die Engländer in gelungener Weise. Er holte mit seinen Bürgern in der Nacht „Long-Tom" aus seiner Stellung, auf welche die Engländer gut eingeschossen waren und brachte dies schwere Geschütz in eine andere Position. An Stelle „Long-Toms" legte er einen dicken Baumstamm, der hübsch bemalt war, über die Brustwehr. Es war eine Freude, den Eifer mit anzusehen, welchen die Engländer entwickelten, um den Baumstamm zu treffen. — In Pretoria werden drei große Schuppen zur Aufnahme baldigst zu erwartender Gefangenen gebaut. Diese Schuppen sind so lang, daß die Zwischenräume wirkliche Straßen bilden, welche von den Buren Ladysmith-, Kimberley- und Mafekingstraat getauft wurden.

* **Die Elektrizität als Tierwärter.** Daß die Amerikaner kluge Leute sind, das weiß man, und besonders dürfen ihre Ingenieure auf einen solchen Ruf Anspruch machen. Für alle möglichen Zwecke wissen sie die Naturkräfte dienstbar zu machen, wo ein Anderer gar nicht darauf kommen würde. Die amerikanische Großstadt Cincinnati besitzt selbstverständlich auch einen zoologischen Garten, und dieser zoologische Garten besitzt wiederum eine ganze Anzahl von Tieren, deren Bestand von der Verwaltung des Gartens nicht gerade für notwendig erachtet wird, nämlich Katzen, Mäuse, Ratten 2c. Dieses Getier hatte es sich als besonderen Sport ausersehen, über einen etwa 8 Fuß hohen Zaun aus feinmaschigem Draht hinüber in die große Volière zu klettern, und schon mancher seltene Vogel war infolge dessen eines schönen Tages bis auf einen kläglichen Rest von Federn verschwunden. Man wandte sich um Abhilfe an einen Techniker, und dieser kam auf einen originellen Gedanken. Es wurden zwei mäßig starke Kupferdrähte rings um den oberen Rand des Drahtzaunes etwa 1½ Zoll über ihm gezogen und straff gespannt. In dem Hause des Wärters befand sich ein Hebel, und mit einem Griff konnte der Mann durch die Drähte einen elektrischen Strom senden, der stark genug war, um jeder Maus und jeder Katze die Lust zum Einsteigen in das Vogelhaus gründlichst zu verderben. Sobald der Wärter das Haus verläßt und besonders bei Eintritt der Dunkelheit wird der elektrische Strom eingeschaltet, und die Vögel befinden sich infolge der wachsamen Elektrizität in vollster Sicherheit vor ihren Feinden.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in